

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 241.

Freitag, 15. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

(5. Fortsetzung.)

Kurz vor dem Hause blieb Lisa stehen. Er hatte eben so tief geseufzt.

„Wenn Sie auf der Nympe bestehen, will ich nicht bei der vor Gram erstarrten Niobe verharren. Die ist zu tragisch und wir haben doch etwas Lustiges vor: die Besichtigung des Musterkoffers eines kleptomanen, wettenden Handlungsgehilfen... Verzeihung, Kommissionsnarrs en detail! Eilen Sie, bringen Sie den Koffer in das Schlafzimmer! Ich werde unterdessen die Kredenz aufschließen...“

Leichtfüßig eilte sie voran, während der Ahnungslose über die Treppen in sein Zimmer stürzte, um ihr den „narrischen Gefallen“ zu tun. Er wußte nicht, durfte nicht wissen, was sie in der Zwischenzeit längst vorbereitet hatte. Es galt einen letzten Versuch, ihn unwiderlegbar des Einbruchs in dieses Haus zu überführen. Das Experiment mit der angeblich vergifteten Zigarette war mißlungen. Sie hatte heute noch keine Erklärung dafür, wie sie in der Diele in jener Nacht einschlafen konnte, bei einer gewöhnlichen englischen Zigarette. Damals hatte sie sich durch den Sekretär irreführen lassen, der anscheinend das Verschwinden des Zigarettenrestes wünschte, formell recht behielt mit seiner Behauptung, der gefundene Stummel stamme von ihm und sei völlig unschädlich.

Bei dem heutigen Versuch war Mclean, der Unerforschliche, Undurchdringliche, ausgeschaltet. Der zu erwartenden chemischen Analyse gegenüber würden keine Täuschungsversuche standhalten. Ihr Begehren, den Flächeninhalt des Koffers zu sehen, war nur eine Finte. In Wahrheit handelte es sich darum, seinen Inhalt zu prüfen.

Verzückt kam Hans Grüner mit dem Koffer an, öffnete ihn mit einem komplizierten Schlüssel, schlug ein grellbuntes Tuch zurück und pries mit Miene und Haltung eines hinter der Ladentafel dienenden Handlungsgehilfen den in kleinen Fächern verstauten Inhalt an.

„Grädigstes Fräulein... Seifen, Parfums (er sagte: Parfums, nicht Parfüms) prima, prima, diesmal haben wir nur Konvenientes auf Lager. Ihre Firma, meinem solventen, hochachtbaren Hause bestens seit tausend Jahren empfohlen... Darf ich Ihre entzückende Bluse mit dieser kleinen Probe Maiglöckchen besprühen? Maiglöckchen, oh Gott, wenn ich Sie so beschauen tu...!“

„Ihr letzter Reisender war bescheidener, mein Herr!“ Lisa blieb höchst sachlich, trotzdem er seine dunklen Locken verführerisch in die Stirn schüttelte. „Welche Qualität Seife und Parfüm verlaufen, nein, führen Sie am meisten?“ Prüfend glitten ihre schlanken Finger über die Pakete und Flakons, über die Falze des duftenden Koffers...

„Seife à la reine und Eau de Nissabon. Verzeihung, aber ausländische Namen ziehen bei meiner Kundschaft am besten... Beides hergestellt im Laboratorium des berühmten Professors Molinar...“

„Es ist gut. Ich werde hiervon ein Paket und eine

Flasche nehmen...“ Sie ließ ein Geldstück in seine Hand gleiten.

„Aber die silberne Sahnenkanne... die Wette?“ machte er ernüchtert.

„Sie haben natürlich die Wette gewonnen“, erwiderte sie zerstreut. „Dafür darf ich wohl die kleinen Prober behalten als Erinnerung an einen Scherz.“ Schoa war sie aus dem Zimmer geeilt, in das Laboratorium, das sie um diese Zeit leer wußte.

Nachdenklich blickte er ihr nach. „Da hat ich Onkel ja was Nett ins Haus geladen! Benimmt sich wie die gerissenste Polizeispionin!“ Verstört klappte er seinen Koffer zu.

Sehr bald hatte Lisa durch verschiedene analytische wie Geruchsproben herausgefunden:

An der gestern untersuchten Silberkanne haftete ein winziges Stück der Seife à la reine. Außerdem hatte ihren äußeren und inneren Wänden eine winzige, aber unverkennbare Spur des Parfüms Eau de Nissabon angehaftet!

Ergo: die Kanne hatte einmal in dem Koffer Hans Grüners geruht. Vor ihren Augen hatte er sie in der ersten Nacht, die sie in diesem Haus erlebt, aus der Kredenz geholt und in den Koffer verpackt. Jetzt erst hatte sie mit Hilfe der Chemie den sicheren Beweis, daß es kein Traum gewesen. Und ihre tastenden Finger hatten festgestellt, daß die Fächer des Koffers nicht fest, sondern herauszunehmen gingen. Platz genug dann für sämtliche Silbersachen der Kredenz!

Aber...

Eine Stunde später, beim Mittagessen, sagte Mister Mclean:

„Wenn es keine Verwandte von mir wäre, würde ich es nicht als Witze erzählen, Herr Professor. Außerdem ist Kitty auf dem Lande aufgewachsen. Wissen Sie, was sie gemacht hat? Die Silbersachen hat sie mit einer entsetzlich plebeisch riechenden Seife — „à la reine“ steht auf dem Paket — gepuht! Und ihre Hände wäscht sie in einer Flüssigkeit, die aus Nissabon stammen soll, aber... ich danke!“

Professor Molinar lachte herzlich.

Hans Grüner war mit Recht beleidigt.

Und Lisa sagte leise zu ihm:

„Natürlich handelt es sich um ein Komplott gegen mich und Kitty ist bestochen. Kommen Sie bitte nach Tisch in die Jasminlaube! Ich habe nur noch eine Frage zu stellen.“

Der Onkel — sein Gehör schien noch recht gut — lächelte. „Jasmingeruch habe ich als junger Mann nie getragen. Sieh dich vor, Hans!“

Trotzdem gingen beide nach der Laube.

Sie mit zusammengekniffenen Lippen.

Hans elegisch an einer erloschenen Zigarette saugend. Er wußte, der Onkel hatte ihm kein Schäferstündchen unter blühendem Jasmin erlaubt.

„Herr Hans Grüner“, Lisa setzte sich auf die Bank und faltete die Hände, „erklären Sie mir bitte noch einen Punkt. Können Sie mich davon überzeugen,

daß ich einen wüsten Traum hatte, so bleibe ich während meiner Ferien in diesem Hause, andernfalls . . .
„Bitt' schön, fangen Sie ruhig an. Rauschmisse bin ich gewöhnt.“ Er schwang sich auf das Geländer und suchte in seinen Taschen vergeblich nach einem Streichholz.

Sie bemerkte das ängstliche Lauern in seinen Augen nicht, sondern begann beschwörend:

„Woher konnte ich in einem Traume wissen, daß Sie Hans Grüner heißen, österreichischer Offizier waren und daß der Professor ihr Onkel ist? Während der kurzen Eisenbahnfahrt haben wir diese drei Punkte nicht berührt. Das weiß ich genau. Ich weiß überhaupt alles genau, man versucht nur aus einem mir unerklärlichen Grunde, mich für träumerisch oder gar schwachsinzig zu erklären. Nun, Ihre Antwort, mein Herr?“

„Aber bittet!“ machte er. „Sie und schwachsinzig? Die klügste Frau im Umkreis von . . .“ Unter ihrem ernststen Blick verstummte er aber und grübelte selbst, den Kopf in beide Fäuste gestützt. Endlich glitt er von dem Geländer und sagte:

„Durchbar einfach, die Geschichte. Haben Sie mal was vom Unterbewußtsein gehört? Natürlich. An meinem Koffer ist ein Schild. „Hans Grüner, k. k. Oberlt.“ steht darauf und darunter: „bei Molinar, Wilhelmstraße 19“. Das haben Sie immer vor Augen gehabt während der drei Stunden Eisenbahnfahrt. Sie verstehen, meinen Koffer mit dem Schild im Gepäck über mir . . .“ Endlich hatte er in seiner Westentasche ein Streichholz gefunden. Es flammte hell auf. Mit Behagen zog er den entbehrten Duft ein.

„Sie vergessen den „Onkel“, mahnte Lisa. „Der steht nicht auf dem Kofferschildchen . . .“

„Herrgott, soll ich Ihnen noch eine Vorlesung über Gedankenassoziation halten? Sprachen wir nicht während der Fahrt über Erbonkels und Erbtanten, über geizige, die man deshalb am liebsten . . . Na?“

„Ich entsinne mich dunkel . . .“ sagte sie ängstlich unter seinen Augen. Denn er war vor sie hingetreten und blickte sie bezwingend an, betörend, bittend.

Wenn er nur nicht solch ein bildhübscher Mensch gewesen wäre! Ihre Aufgabe, seine schlechte Moral zu korrigieren, erschien ihr immer schwerer.

Seufzend stand sie auf, kam schwankenden Schrittes aus dem Pavillon, die Hände gegen die schmerzenden Schläfen gepreßt.

„Hm, hm“, machte Professor Molinar, der hinter dem Hause bei einem Rosenbusch stand und andächtig an einer Blüte roch. „Jasmin duftet zu betäubend. Ich habe es gleich gesagt . . .“

7. Kapitel.

Zehn Einbrüche und keine Spuren.

In der Kriminalabteilung — Dezernat Einbruch — des Polizeipräsidiums herrschte eine gewisse Ratlosigkeit. In derselben Nacht, in der Diebe versucht hatten, das Banthaus Gebr. Lindner in der Französischenstraße zu berauben, fand — wahrscheinlich zur selben Stunde — ein erfolgreicher Einbruch in der Behrenstraße statt. Es handelte sich um denselben Grundstücksblod. Geschädigt war die Astenische Bank, und zwar um viele hunderttausend Mark in barem Gelde. Diese Diebe hatten wahrlich Glück, und wie verschieden auch im übrigen die beiden Einbrüche.

In der Französischenstraße handelte es sich um drei junge Burschen, die auf gut Glück die erste Gewalttat in ihrem Leben gewagt hatten. Aus Not, wie sie angaben, denn man hatte sie bekanntlich sehr bald festgenommen. Vom Standpunkt des gewiegten, routinisierten Verbrechens war ihr Einbruchswerkzeug geradezu findlich zu nennen. Eine Feile, mit der sie ein Fenstergitter durchsägte hatten, und zwei Stemmeisen, von denen das eine an dem soliden Geldschrank abgebrochen war. Von Alarmschreien schienen sie überhaupt keine Ahnung zu haben. Und selbst, wenn ihnen die Tat geblüht wäre, so hätten sie kaum etwas an Wert erbeutet, denn am nächsten Tage stellte die Firma Gebr. Lindner von selbst ihre Zahlungen ein. Das noch in der Nacht verbreitete Gerücht, Geldschrank und

Raffen seien völlig leer, bewahrheitete sich und an der Börse blinzelten sich Böhmböden zu: „Nicht jeder Einbruch stärkt den Kredit!“ Zu erwähnen wäre noch die sinnlose Schieberei, durch die die Diebe sich am meisten selbst gefährdet hatten, wie die Kugelschläge in den Kellerwänden bewiesen.

Ganz anders der geglückte Einbruch bei der Astenischen Bank. Tags zuvor waren große Geldbestände nach dort übergeführt worden, unter geheimen Sicherheitsmaßregeln, um kein Aufsehen zu erregen. Trotzdem mußten die Diebe es in Erfahrung gebracht haben, so gar der Umstand, in welchen der beiden im Keller Astenischen Geldschränke diese Werte verwahrt waren. Denn der andere Geldschrank war völlig unberührt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer in den Kaukasischen Bergen.

Das war dort tief drinnen in den Kaukasischen Bergen. Und daß ich so mit heiler Haut davon gekommen bin, ist mir heute noch wie ein Wunder.

Wir hatten uns tüchtig verspätet, der Kosak, welchen der Kommandant als Führer und Begleiter mitgegeben, und ich. Eigentlich war es ja nicht unsere Schuld, denn etwa auf halbem Wege hatte sich mein Pferd an einem losen Stein den Fuß vertreten, so daß ich ein anderes haben mußte. Das gab natürlich Aufenthalt und manches Hin und Her, denn auch mein Begleiter bestand darauf, ein frisches Reittier zu erhalten, und so unnützlich mir das auch im Augenblick erschien, so hatte er — wie ich später sah — doch recht damit.

Nun war es also schon später Abend. Die mächtigen, düsteren Bergwände zu unserer Linken griffen mit langen dunklen Schatten weit über die öde Bergstraße und den schwarzen Abgrund, an dessen Rande die hohen grauen Felssteine reglos und lauernd hockten. Es war die Grusinische Heerstraße, die wir entlangritten. Jene einst von russischen Soldaten und Zwangssträflingen begonnene und unter tausend Gefahren und Mühen in die rauen Felsen gesprengte Bergstraße, die noch heute eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Wladikawkas und Tiflis darstellt. Steil fiel zur Rechten der Abgrund in jetzt bodenlos scheinende schwarze Tiefen, aus denen nur dumpf das Brausen des Flusses zu uns heraufdrang, als murre der Kaukasus noch immer ob seiner gestörten Einsamkeit.

Selbstam öde war es um diese Zeit auf der Straße: kein Wagen, kein Reiter weit und breit und das Klappern der Pferdehufe auf dem harten Felsboden pflöte wie Weibehiebes eines Steinmetzen in die Nacht hinein. Allmählich war es ganz finster geworden und wir mußten uns dicht an der Felswand halten, weil die Felssteine nicht mehr deutlich zu sehen waren. Dann wurde es ganz unmerklich heller und auf einmal — hinter einem schroffen Felsenrath hervor — stand hell der Mond über der murrenden Tiefe.

„Tschort!“ (Teufel) murmelte mein Begleiter, „konntest wohl nicht warten, bis wir daheim!“ Ich war erstaunt: „Was tut er dir denn?“ Mein Kosak aber schüttelte nur beforat den Kopf, hielt kurz sein Pferd an, griff auch meinem in die Zügel und lauschte angestrengt. Ich begriff sein Gebahren nicht und sah ihn verwundert an. Mir war es im Finstern viel gefährlicher erschienen als jetzt, wo wir doch die Straße überblicken konnten und einen Hinterhalt leichter gewahrt wurden. Aber mein Kosak schüttelte wieder den Kopf, als ich mich dahin aussprach. „Barin (russ. Herr), die Gorzy (russ. Sammelname für die kaukasischen Bergvölker) werden hier auf der Straße in solcher Finsternis nicht angreifen, denn weder können sie schießen, ohne die Gefahr einen der Ihren zu treffen, noch können ihre Späher sehen, ob und wie starke Hilfe vielleicht kommt und sie womöglich abschneiden.“

Wir setzten uns wieder in Trab. „Hier hat's keine Gefahr“, meinte er dann halb zu sich, die fast senkrechten Felswände hinaufschauend, „aber auf der nächsten Wertsch.“ (russ. Längennach, etwa 1 Kilometer). Er beendete nicht. Ein paar faulstache Steine rasselten tollend einige Meter vor uns die Felswand herab, übersprangen die Straße und verschwanden lautlos im Abgrund. Mein Kosak betreuagte sich, riß dann mit einem Griff seinen Karabiner vom Rücken: „Vorwärts, Barin, vorwärts, was die Pferde hergeben!“

Ich hatte weder Zeit zum Wandern noch Fragen. Der Kosak ging vom Fleck weg in gestrecktem Galopp los und mein Karabiner-Wallach rasste ohne Antrieb hinter ihm drein, als sähe ihm der Tausel auf den Felsen. Kaum waren wir einige Pferdelängen voraus, da tansten wieder ein paar der geheimnisvollen Steine über die Straße. Ohne recht zu

beareifen, was vorging, langte ich für alle Fälle meine Maulerpistole aus der Satteltasche und hob die Sicherung zurück.

Die Felswände vor uns an der linken Seite des Weges traten aber jetzt weiter zurück und sie fielen in weniger schroffem Winkel zur Straße ab, dadurch verbreiterte sich diese beträchtlich. Die hohen grauen Felssteine, unsicher vom Mondlicht beschienen, blickten bei unserem rasenden Ritt wie geduckte, heimtückische Kobolde hinter uns und tief drunten murrte und grollte dumpf der Fluß. Wir mochten kaum einige Pferdebelangen in diese Begleitung hinein sein, als plötzlich droben ein gellender Pfiff ertönte und mit einmal wurde der Abhang lebendig. Einen Hagelschauer von Steinen vor sich her, setzten etwa zehn bis fünfzehn Reiter die hohe, abschüssige Bergwand herab; weit hintenüber gelehnt auf die Kruppen ihrer Pferde, die rutschend, springend, kletternd mit weit aufgeblähten Rüsten jedem Bügel- und Schenkeldruck gehorchten. Trotz des rasenden Rittes, trotz der Gefahr, die nun klar vor mir stand, daß sich mir der Anblick dieses unvergleichlichen Reiterchauspiels bis heute unvergänglich eingeprägt: die hohen, sehnigen Gestalten der Reiter in ihren flatternden bunten Farben, mit den silbernen Patronenhaltern rechts und links auf der Brust, die schwarzen Fellmützen weit im Nacken, die dolchbewehrten Gürtel, die breiten raselnden Schaschl (Kaufsch, gebogene Säbel ohne Parierstange). Dazu die harte in den Bügeln stehenden Pferde, jeden Muskel gespannt, wie ihre Reiter.

Jetzt hatte einer — den anderen voraus — wenige Pferdebelangen vor uns die Straße gewonnen und ritt sein Pferd, dicht am Abgrund herum uns entgegen. Mein Rosak war plötzlich nicht mehr im Sattel: nur mit einem Bein überm Rücken seines Pferdes und mit der linken Hand sich in dessen Nähe haltend, hing er an der rechten Seite. ... Ein Blick — ein Knall — das Pferd des Uchelschens stieg, drehte sich und schlug rücklings mit seinem Reiter hinab in den dumpf grollenden Fluß.

Trach! trach! — trrrrach!! der ganze Abhang knatterte und blühte nun. Tief auf den Hals meines Kabardiners herabgebeugt, raste ich dicht hinter meinem Rosaken her, der, unentwegt im Hängen sich hinter seinem Pferde verbergend, bald über dessen Rücken, bald unter dessen Brust hinweg auf die Angreifer feuerte. Nun hatte wieder einer von ihnen die Straße erreicht und wollte dicht vor mir sich zwischen den Rosaken und mich schieben. Mauler hoch — das Ziel war sicher! Das Pferd brach im Feuer zusammen und begrub seinen Reiter unter sich. Mit einem mächtigen Sprung setzte mein Kabardiner über sie hinweg. ... Weiter. ... was die Pferde hergeben!! Die Verfolger dicht auf den Felsen, aber sie können nicht schießen, der Weg macht Krümmungen, der Mond ist hinter den Wolken, steil und senkrecht ragt wieder die Felswand zur Linken hoch; von dort ist keine Gefahr mehr — tief, tief drunten murrte und drohte der Fluß.

Noch eine halbe Stunde lang jagten die Verfolger hinter uns her. Dann mochte es ihnen doch ratsamer erscheinen umzukehren, denn wir näherten uns der Rosaken-Staniza (befestigter Rosakenposten), wo wir endlich auf schaumbedeckten Pferden, aber heil und wohlbehalten anlangten.

Danken Sie es der Vorsicht Ihres Rosaken, daß er ausgeruhete Pferde genommen, sonst würden Sie wohl das letzte mal geritten sein", sagte der kommandierende Offizier zu mir, als ich ihm den Vorfall berichtete, „die Gorzo machen wenig Umstände!"

Ja, das war damals — dort tief in den Kaukasischen Bergen. Heinz-Oskar Schönhoff.

Der Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof

Von Peter Robinson.

Eine kleine Reise wollte ich machen, nach Nürnberg. Von München nach Nürnberg, damit der Tatbestand genügend erhellt ist. Eine Reisetasche in der Hand, meinen Reismantel über dem Arm, wartete ich auf die Straßenbahn, Linie Nummer Zwölf, die nach dem Bahnhof fährt. Da fiel mir ein, daß ich mir eigentlich noch die Haare schneiden lassen könnte. Der Friseur, der das regelmäßig bei mir besorgt, wohnt aber nicht nach dem Bahnhof zu, sondern gerade nach der anderen Seite — auch an der Straßenbahn Nummer Zwölf. Das machte nichts, denn ich hatte noch viel Zeit. Man soll immer zu seinem gewohnten Friseur gehen. Ein anderer könnte noch unangenehmere Angewohnheiten haben.

Also gut, da kommt ja gerade ein Wagen der Linie Zwölf, ein Wagen, der, wohlgemerkt, vom Bahnhof abgewendet in der Richtung zu meinem Friseur fährt. Mehrere Leute steigen vor mir ein. Nun komme ich heran. Aber der Schaffner läßt das Gitter an der Plattform schon herunter. Einen einsigen, aber umfassenden Blick läßt er über

mich dahingleiten; das Gleiten dieses Blickes macht winzige Rubenpausen auf meiner Reisetasche und meinem Reismantel. Dann nickt er mir zu, fürsorglich, ganz auf der Höhe der Situation: „Dieser Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof! Nach der anderen Seite!" Dann gibt er das Klingelzeichen, und der Wagen rückt an.

Ich sage kein Wort. Ich hebe das Gitter. Ich springe auf das Trittbrett. Der Schaffner streckt den Arm vor. „Haben S' denn nicht gehört? Der Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof!" Ich schiebe den Schaffner beiseite und wandle in das Innere des Wagens. Auf der rechten Bank ist noch ein Platz frei, gerade in der Mitte. Ich setze mich hin und nehme meine Reisetasche auf die Knie. Der Schaffner hat sich inzwischen von einer leichten Bestürzung erholt. Er kommt mir nach. Ein wenig aufgeregt fuchelt er mit den Händen. „Haben S' denn nicht gehört, was ich gesagt hab? Der Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof!"

Ich hebe zwei Zehnspfennigstücke empor und zeige sie ihm: „Gerade aus, bitte!"

Er weist auf meine Reisetasche. Das heißt, er schlägt mit der Hand darauf. „Also Sie — jetzt passen S' aber auf, was ich sag! Der Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof — anders herum müssen S' fahren!"

Ich hebe mein Geld noch höher: „Bitte!"

Da reißt er einen Fahrchein vom Block. Vor Aufregung hat er sogar vergessen, den Finger an der nie versinkenden Quelle seines Mundes anzusehen. Deshalb nehme ich den Fahrchein mit einer gewissen Freude entgegen. Er wirft die Geldstücke in seine Tasche. Dann wendet er sich an die Fahrgäste in meiner Nachbarschaft. „Also — die Herrschaften sind Zeugen! Ich hab's von Anfang an gesagt: der Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof. Ich hab's ihm ein paarmal gesagt. Und nachher — wer ist schuld? Immer der Schaffner. Aber die Herrschaften sind Zeugen."

Rechts und links von mir erhebt sich Murren, ein aus Zustimmung, beifälliger Entrüstung, Verwunderung und verschiedenen anderen Ingedienzen gemischtes Murren. Hier und dort werden Zwieselprache angelüpelt. Theorien werden aufgeworfen; als die am meisten einleuchtende wird schließlich dies allgemein angenommen: er wird halt nicht Deutsch kennen! — Dann werden gelehrte Unterfuchungen darüber angestellt, welche Sprache er wohl spricht.

Ich enthalte eine Nummer des letzten Morgenblattes. Die Unterfuchungen über die Sprache werden eingestellt. Kopfschütteln.

Der Herr rechts neben mir, ein dicker, freundlicher Herr mit einer landwirtschaftlichen Mütze auf dem Haupt, gibt mir einen Stoß zwischen die Rippen. Er brüllt mir in die Ohren: „Sie! Sams nôt a'hört — der Wagen fährt nicht nach dem Bahnhof!"

Ich packe meine Zeitung wieder zusammen und sehe schließlich gerade aus. Neues Murren, aus dem sich wieder eine Theorie herauskristallisiert: „Mit dem ist's nicht richtig! Der ist ja gefährlich! Am End wird er gar auf einmal wild. Man müßt nach dem Schumann rufen." Ein Mann vorn in der linken Ecke des Wagens, der schwerhörig zu sein scheint, erkundigt sich, was denn los wäre. Er wird darüber aufgeklärt, daß sich ein Wahnsinniger im Wagen befände. Eine kleine bürre Frau mit einem Körbchen auf dem Arm schlüpfte erschreckt auf die vordere Plattform.

Jetzt kommt die Haltestelle, in deren Nähe mein Friseur wohnt. Der Schaffner schaut schief zu mir herüber — lauernd, abwartend. Ich winke. „Bitte, halten!"

Ein Raunen geht durch den Wagen. Blicke folgen mir, indes ich ihn durchschreite, Blicke, die Erleichterung bekunden, Befreiung von schweren Rüßeln. Der Schaffner schaut mich verweisend an. „Warum haben S' denn nicht gleich gesagt, wo Sie hinwollen? Bloß, daß wir hier unsere Schererei haben! Ich kann doch nicht wissen, daß Sie sich austennen!" — Während ich dann über die Straße gebe, pressen sich viele Gesichter an die Scheiben des weiterfahrenden Wagens.

Wenn ich wieder einmal meine Reisetasche und meinen Reismantel bei mir habe und zufällig zu meinem Friseur will, werde ich diese interessante Tatsache doch lieber aller Welt Ateilen.

Schöpferfreude.

Und ob der Gruß von Tausenden dir lönt:
Laß dir vom Beifall nicht das Hirn berühren,
Er führt zur Menge, die dich morgen höhnt.
— Es gibt ein Glück, das dir die Seele schönt,
Es läßt die Lust des Schöpfers dich verspüren,
Und dieser Himmel ist dir dort erglommen,
Wo du mit deinem Werke — hergestommen.
Rudolf Herzig.

Reise u. Verkehr

Preisermäßigung im Luftverkehr. Mit Beginn des Winterverkehrs am 15. Oktober, der 38 Linien vorsteht, werden die Flugpreise erheblich ermäßigt. Die Preise betragen von diesem Zeitpunkt ab z. B. auf den Strecken Berlin-Amsterdam 80 M., Berlin-Königsberg 65 M., Berlin-München 75 M., Berlin-Stuttgart 75 M., Berlin-Breslau 40 M., Berlin-Dresden 25 M., Hamburg-Frankfurt a. M. 65 M. und Hamburg-Amsterdam 55 M. Im gleichen Verhältnis sind auch auf den übrigen Strecken die Flugpreise herabgesetzt. — Der Flugverkehr bis zum Oktober hat sich günstig entwickelt. Im Hamburger Luftverkehr z. B. ist die Zahl der Starts und Landungen im Flugplanmäßigen Luftverkehr von 3649 während der Flugzeit 1925 (bis Oktober 1925) auf 4341 während der Flugzeit 1926 (bis 1. Oktober 1926), also um 19 Prozent gestiegen. Die Zahl der Passagiere stieg von 10.181 im Jahre 1925 auf 12.863 im Jahre 1926 und die Fracht und Post von 72,6 auf 162,4 Tonnen.

Neue Bücher

* **Alfons Paquet: „Kamerad Fleming“.** Roman. Geleitet von S. M. Eisler. (Deutsche Buchgemeinschaft, G. m. b. H., Berlin SW. 61.) Es ist der Roman eines jungen Menschen, den die Begeisterung für ein politisches Problem in den tausenden Strudel des Lebens von Paris zieht. Wir leben den jungen Idealisten mit den Führern des geistigen Frankreich und an der Erreichung seiner erhabenen Ziele arbeiten, gegen ehrliche Gegner und Intriganten kämpfen und schließlich, als Opfer seiner Ideale, unter Mörderhand fallen. Paris mit seinen Lichtern und Schatten bildet den grandiosen Hintergrund zu dem Kampf zweier Weltanschauungen, manifestiert in den scharf gezeichneten Gestalten der beiden Nationen.

* **Ernst Diding: „Spekulanten“.** Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Elise v. Hollander-Possow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) In seinen Romanen „Hölle im Schnee“ und „Der Krater“ schildert Ernst Diding in Bildern, die von starker Gestaltungskraft zeugen und in fast erdrückender Wucht auf den Leser einwirken, den Bau einer Bahn und das unendlich mühselige Entstehen eines Bergwerks im hohen Norden. Das schneestarrte Gebirge, mit dem in den ersten beiden Bänden Menschengott und Menschenkraft gerungen, tritt in dem dritten, in sich völlig abgeschlossenen Buche des Zokkus in den Vordergrund, verschwindet im Nebel der Zahlen, den Börsen und Spekulation um das neue Bergwerk gebreitet haben. Ist dort der Kampf zwischen Mensch und Natur ein Ringen voller Trost und Kraft, so sucht hier der Mensch den Menschen zu vernichten um eigenen Vorteils willen. Im Anblick der machtvollen Urnatur und des berauschenden und bewingenden Einbruchs der Landschaft Lapplands aber macht er sich schließlich los von der Vergangenheit und von dem, was ihn bisher an die Zivilisation und ihren rasenden Taktelanz gebunden hatte.

* **Jaroslav Hasek: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schweik“** während des Weltkrieges. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Illustriert von Josef Lada. (Verlag Adolf Smeke, Prag.) Nicht mit Unrecht nennt die Übersetzerin im Vorwort den im Jahre 1923 verstorbenen Humoristen Hasek einen tschechischen Cervantes. Er hat jenen Humor, der in die Weltliteratur übergeht und von allen Völkern verstanden wird, weil er im Volkstum wurzelt und Menschliches unbeflügelt ausspricht. Dieser „Hundehändler“ Schweik, der im Frieden wegen Blödsinn vom Militärdienst superarbitriert wurde, im Weltkriege aber wieder zur 1. Armee eingezogen wird und hinter der Front Dienst tut, ist ein Schelm von außergewöhnlichem Formate. Seine Abenteuer als Burche beim Feldkuraten Otto Ratz, der ihn schließlich an Oberleutnant Lufschak verpfeift, sind von ebenso überwältigender Komik wie seine treuerberzogenen Betrachtungen über den Krieg und die, die ihn führen. Ein geriebener Dummkopf führt die Augen an der Nase herum und das so gründlich, daß man beim Lesen häufig nicht aus dem Lachen herauskommt und den in Aussicht gestellten zweiten Band der Abenteuer mit Spannung erwartet.

* **Michael Arlen: „Der grüne Hut“.** Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Eine schöne Frau kämpft gegen die Vorurteile der englischen Gesellschaft mit der Frei-

mütigkeit der gleichen Rasse. Sie hat den Mut, ihr eigenes Leben zu leben, die Kraft, eine große Liebe zu wahren, den Stolz, sich selbst zu opfern. Ebenso wie die Heldin sind eine Reihe von Charakteren fein und eindringlich gezeichnet. Man erfährt von der geistigen Haltung der modernen englischen Jugend und behält das Erlebnis einer außerordentlichen Leidenschaft zwischen schönen und arten Menschen.

* **Hans Otto Senel: „Eros im Stachelbrat“.** 17 Liebes- und Lebensläufe (Freidenkerverlag, Leipzig-Lindenau). An Hand von erschütternden Einzelschicksalen, die durch den Krieg veranlaßt wurden und die, wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt, nur eine Auswahl von Hunderten ähnlicher ihm zur Verfügung gestellt sind, wird hier eine Seite des Weltkrieges aufgeschlagen, über die man gewöhnlich hinwegliest, und die besonders die Frauen angeht. „Wenn die Frau die volle Wahrheit über den Krieg weiß, wird sie den Krieg nicht mehr gutheißen, und wenn erst einmal die Frau den Krieg nicht mehr will, wird es den Krieg nicht mehr geben.“

* **„Die Stammesgeschichte des Menschen“.** Von Dr. M. Hilsheimer. Wissenschaft und Bildung Nr. 224, 148 Seiten mit 35 Abbildungen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Für jeden, der die Ergebnisse der Wissenschaft nicht einfach als Tatsachen hinnehmen, sondern sie nachprüfen, den Weg verfolgen will, auf dem sie zur Aufstellung eines Stammbaumes des Menschen gelangte, ist das vorliegende Buch bestimmt. Es gibt dadurch, daß immer genau dargestellt wird, wie man zu dieser oder jener Ansicht gekommen ist, dem Leser Gelegenheit, sich selbst ein Urteil über Wert und Unwert der dargestellten Theorien zu bilden.

* **Deutschkundliche Bücherei.** Proben aus Walter von der Vogelweide. Ausgewählt und erläutert von Studentrat Dr. G. Salomon. — „Dichtungen des deutschen Barock“. Ausgewählt von Dr. S. Schauer. — „Deutscher Barock“. Literarische Zeugnisse zur Poetik und Kulturgeschichte. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr. S. Schauer. — „Deutsche Kunstprosa“. Übungen des Sprach- und Stilgefühls an Prosafragmen aus dem 19. Jahrhundert. Von Studienrat Dr. W. Schneider. — „Deutsche Namenkunde“. Hilfsbüchlein für den Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Von Geheimrat Prof. Dr. Fr. Kluge. — „Deutsche Heldensage“. Von Professor Dr. E. Moak. 2. verb. Aufl. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) Die schmucken Bändchen der „Deutschkundlichen Bücherei“, auf die schon früher mehrfach an dieser Stelle hingewiesen wurde, sind abermals um eine Reihe von Neuerscheinungen vermehrt worden. Sie bieten eine wertvolle Ergänzung der Sammlung, die nicht nur im Schulunterricht und in Arbeitsgemeinschaften mit gutem Erfolge Verwendung findet, sondern auch im deutschen Hause einen bevorzugten Platz verdient.

* **„Die Säkung des Völkerbundes“.** Mit Einleitung und Erläuterung von Dr. Frhrn. v. Freytagh-Loringhoven. (Georg Stielke, Berlin NW. 7.) Nicht nur für den Berufspolitiker, sondern für jeden, der den Ereignissen mit Verständnis folgen will, ist es Pflicht, sich über das Wesen des Völkerbundes, über seine Tätigkeit und seine Ziele zu unterrichten. Die Möglichkeit dazu bietet der Kommentar zur Säkung des Völkerbundes von Freiherrn von Freytagh-Loringhoven. Bei gedrängelter Darstellung ist das Buch doch lebendig und anschaulich und dabei durchaus allgemein verständlich geschrieben.

* **Dr. R. Kroppeit: „Verbearbeit, Werbe- und Vertriebslehre für Kaufleute“.** (Erla-Verlag, G. m. b. H., Rheins a. Rhein.) Eine nach der Zeitfolge geordnete Arbeitsanweisung für die Reklame der Unternehmung, verbunden mit dem Versuch, dem kaufmännischen Nachwuchs durch eine „Werbelehre“ Gelegenheit zur Selbstausbildung im Reklamewesen zu geben. Der Verfasser zeigt, worin Werbearbeit besteht und wie sie geleistet werden soll. Der logische Aufbau und die klare Sprache des Vorgetragenen machen diese Werbelehre zu einem wertvollen Leitfaden für Kaufleute aller Bildungsgrade.

* **„Einführung in die Volkswirtschaftslehre“** von Dr. rer. pol. Philipp Zeiser. (Gloedners Handels-Bücherei, Band 85.) Leipzig 1926. Weiten Kreisen wird das Bändchen auf verhältnismäßig beschränktem Raum, geschickt gegliedert, eine Fülle von volkswirtschaftlichen Tatsachen und Erfahrungen, die zu kennen, heute nötiger ist denn je, vermitteln. Ausführlicher behandelt es Gütererzeugung und Umlauf sowie Verteilung des Einkommens. Aber auch die neueste Erscheinung in der deutschen Volkswirtschaft, das Dawesabkommen, findet entsprechende Berücksichtigung.